



Das Lied der Freiheit.

Dem Polnischen nach erzählt von G. D. Fanger.

Endlich war das Urteil gefällt. Der Richter legte Toga und Barett ab und verließ den Saal mit raschen Schritten. Im leeren Verhandlungszimmer blieb nur Herr Vinzenz Sumper, ausgeleierter Schneider, gegenwärtig Kanzleischreiber, der schon seit Jahren vergeblich auf feste Anstellung und eine Erhöhung des Gehaltes wartete. Eilig legte er die Protokollbogen in die entsprechenden Fächer, schlichtete alles ordnungsgemäß, tat unter den letzten Bogen noch seine schnörkelhafte Unterschrift und legte ihn zu den übrigen. Dann verschloß er seinen Schreibtisch, nahm Hut und Ueberzieher, warf unwillkürlich, so wie er es immer zu tun pflegte, wenn der Herr Richter anwesend war, ein devotes Lächeln in der Richtung des Verhandlungstisches und ging hinaus, seinen Abendspaziergang zu absolvieren. Seine dünne, hagere, gebückte Gestalt richtete er empor, streckte die eingefallene Brust nach vorwärts, hob den Kopf und ging die langen Straßen dahin, um die erquickende Frühlingsluft ein wenig einzatmen. Es war der erste Tag des Mai, und das Wetter war wundervoll. Ein mildes Lüftchen strich dem abgeraderten Diurnisten mit einer Lieblichkeit über das Gesicht, wie er sie niemals vorher gelannt hatte, löste ihn von den grauen Gedanken des Alltags und stimmte seine Seele mit einer gewissen Verträumtheit.

Er vergaß sein Bureau, seine franke Frau und seine blassen Kinder, vergaß den ewig unzufriedenen und stänkenden Herrn Richter, der ihn stets mit jener Brutalität behandelte, die das Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen nur allzu leicht ermöglicht, vergaß die stehenden Schmerzen, die er seit einigen Monaten in der Brust spürte, vergaß das jammervolle Elend seines ganzen Daseins, denn in diesem Augenblicke lächelte ihm eine andre Welt entgegen: Die Felder standen im ersten Frühlingsschauer, die Erde strömte einen wundervollen feuchten Duft aus, die Bäume rauschten, und der Himmel, der das weite Erdgelände wie mit blauer Seide überspannte, war so leicht und selig, als neige er sich zu jedem Menschenkind und küsse alle Wunden und jeden Schmerz. Plötzlich verlangsamte der dahinwandelnde Diurnist seine Schritte . . .

Von fernher drang ein seltsames Rauschen an sein Ohr, wie das Echo eines gewaltigen Sturmes oder die Kunde von einer großen Umwälzung in der Natur. Mächtig, ernst und gewaltig flossen diese Töne dahin, vereinigten sich zu rhythmischen Klängen, zu einem kraftgewaltigen, siegestarken, wunderbar ergreifenden Liede . . .

Von fern erblickte er eine geschlossene Menschenmasse, die sich in langer, unabsehbarer Reihe ihm entgegenbewegte, sich bald zu einem undurchdringlichen Knäuel verdichtete, dann wieder in breiten Fluten über die Gehsteige ergoß, und über all diesen Tausenden flatterte purpurn und leuchtend das Arbeitsbanner. Es war die Maidemonstration, der gewaltige Protest der geknechteten Proletariermassen gegen Ausbeutung und Willkür.

Den Diurnisten überließ ein Schauer. Diese Sozialisten waren ihm schon immer irgendwie unympathisch gewesen. Im Verhandlungssaal hatte er ja manchmal Gelegenheit, verschiedene dieser abgearbeiteten, beruhten und staubbedeckten Gestalten zu sehen, auf deren Gesichtern sich aber ein unerkennbares Selbstbewußtsein malte. Immer geschah diesen Leuten angeblich Unrecht, der Richter war, ihrer Meinung nach, nicht so wie er sein sollte — kurz, sie glaubten rein, man könne die Welt ganz nach ihrem Belieben umkrempeln. Er lachte oft über dieses Gesindel und hatte eine helle Freude, wenn einer der Herren „Genossen“ ordentlich eingekastelt wurde.

Diurnist Sumper blieb stehen. Mit schwerem, feierlich ernstem Schritt kamen sie nun auf ihn zu, langsam und gewichtig, von der siegreichen Melodie des Liedes getragen, von der ehernen Melodie dieses Liedes, das machtvoll in die vornehmen Häußergebiete einschlug und allen Volksbedrückern und Bluffängern Warnung und Anklage entgegendonnerte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Diurnist vor sich. Er wußte: das ist das Lied der Sozialdemokraten, der Umstürzler und Kirchenfeinde, und deshalb ist es ein fürchtbares, sündiges Lied. Als die dahinjiehende Menge ihm schon ganz nahe war, wurde das Lied von neuem angesetzt. Den Diurnisten ergriff ein maßloses Staunen:

er hatte jetzt plötzlich das Gefühl, als stiegen diese Worte aus seinem eigenen Herzen in die Lüfte empor. Deutlich und klar sprachen sie von der Sklaverei des Arbeiters und von den Qualen, die das Proletariat erdulden muß, sprachen von dem Tag der Abrechnung, an dem das Banner der Unterdrückten über dem Leichnam der Ausbeutung triumphieren wird. Immer gewaltiger schlug dieses Lied an die Kammer seiner Seele, Strophe um Strophe rauschte, sturmaufgepeitschter Bogen gleich, in die Ferne, und jedes Wort blieb mit hypnotischer Kraft in seinem Bewußtsein haften. Schon kannte er das ganze Lied, schon verstand er seinen Inhalt, schon sang er mit. Das war sein Lied, das war das Lied seines bitteren Elends, seines geknechteten Daseins.

Der Sklave hatte seine Ketten zerbrochen und verkündete den Kampf, — baute eine neue Welt des Glückes, der Bruderliebe und der friedfertigen Zusammenarbeit. Ja, das war sein Lied. Jene verborgene Kraft hatte ihn erfüllt, ein seltsamer, bis dahin noch niemals empfundener Stolz hob seine Brust, und kräftig mit den Füßen ausschlagend, ging er in den Reihen des singenden Proletariats mit und sang, sang . . . Daß diese Leute beschmutzt und beruht waren, daß sie schwielige Hände und ein von Mühsal und Daseinskampf zerfurchtes Antlitz hatten, vergaß er jetzt vollkommen. Von Bewunderung erfüllt, blickte er nur auf ihre starken Schultern, auf ihre in heiliger Begeisterung erhobenen Köpfe und auf das flammende Leuchten, das auf ihrem Antlitz war. In der Nähe dieser Leute fühlte er sich stark und voll Hoffnung und Vertrauen.

Die Worte des Liedes aber donnerten immer gewaltiger, je näher man sich dem Zentrum der Stadt näherte, klangen wie ein titanischer Kampftruf gegen alles, was alt, schlecht und modrig ist.

In diesem Augenblick erhob Sumper den Kopf und schraufte zusammen. Vor ihm stand im Widerscheine der sinkenden Abendsonne das Gerichtsgebäude. Sumper blickte hinauf, und es war ihm, als würden die vielen Fenster ihn drohend und zugleich spottend anschauen.

Wie das phosphoreszierende Leuchten funkelnder Schlangenaugen zog ihn dieses tiefrote Licht in den Fenstern an. Die schwache Natur des mutlosen Sklaven vermochte nicht, sich von allen Ketten seines Daseins loszureißen. Erschrocken vor seinem eigenen Uebermut und etwaige Folgen blitzschnell im Kopfe erwägend, brühte er sich aus den Reihen der Demonstranten und

sief blindlings gegen das Tor des Gerichtsgebäudes. Schwer leuchtend fiel er in den dunklen Korridor. Hinter dem Torflügel verborgen, beobachtete er nun die heran-nahenden Reihen. Mit der stummen Verzweiflung eines ewigen Sklaven, der sich niemals mehr ausschwingen wird, mit einem grenzenlosen Abscheu vor der Schande seines eigenen Lebens, schaute er auf diese

Menschen, die so stolz, so mutig und so siegesgewiß dahergingen. Bewundernd schaute er auf sie, wie auf die Verkörperung des auferstandenen Frühlings und der schönsten, der heiligsten Hoffnungen. Und als er leise den Schreim der „Internationale“ wiederholte, flossen Tränen der Freude über seine Wangen.

Bruder, komm . . .

Von Karl Gernor.

Bruder komm — es lodt der Mai —
Bade dir die Seele frei
Von des Alltags Schlacken.
Bruder komm — es lodt der Mai —
Dem Helotensjoch mach frei
Deinen müden Nacken.

Bruder komm — es lodt das Licht —
Siehst Du auf den Gassen nicht
Maien-sonnenkinder?
Bruder komm — es lodt das Licht —
Sehe auf dein froh Gesicht,
Bist ja doch kein Sünder.

Bruder komm — es lodt die Luft —
Fühlst Du nicht in deiner Brust
Freiheitssehnen drängen?
Bruder komm — es lodt die Luft —
Deinen Kittel arg berührt,
Laß am Nagel hängen.

Bruder komm — Luft, Licht und Mai
Loden, rufen: „Nach dich frei.“
Kannst Du widerstehen?
Bruder komm — sei einmal frei!
Einmal nur im Jahr ist Mai —
Komm — erhöhr mein Flehen!

Du fragst, mein Freund.

Dem 1. Mai gewidmet.

Du fragst, mein Freund, warum mein Blick unruhig, mein Haupt zu Boden geneigt ist?

Ich kann, mein Freund die Schande, die um mich herum ist, nicht ertragen. Sieh, wie frech sie wurde, die menschliche Schmach! Sie versteht sich nicht mehr, sie verstellt sich nicht mehr. Offen und roh marschiert sie durch die Straßen in den hellen Tagen und Nächten. Sie verwandelt das Leben in einen elbhaften Jahrmart, wo man handelt, wo man kauft und verkauft. Alle und alles: die Arbeiterkraft von Millionen, den Saft der menschlichen Seele. Den erfinderischen und forschenden Gedanken des Gehirns. Das göttliche Talent der Menschen, die männliche Jugendkraft, die Reize der Frauen.

Und wenn ich mit Stolz und erhobenem Haupt, mit Frechheit in das Gesicht des Lebens schaue, sehe ich, wie die Käufer gepußt und geschmückt umhergehen. Sehe ich dagegen die Verkäufer, die Sklaven, die Sklavinnen, die Händler und Händlerinnen — wird mein Blick unruhig und ich senke mein Haupt zu Boden, vor Schande vor dieser Menschheit, vor Schmach vor diesem Leben.

Du fragst, mein Freund, warum so viel Leiden in meinem Blicke liegt, so viel Kummer in den Zügen meines Antlitzes?

Ich habe, mein Freund, die Hölle des Lebens durchquert und das Schreien der menschlichen Seelen vernommen, die dort gemartert und gequält werden. Ich sog ungeheure menschliche Leiden in mich ein. Ich sah, wie eine

Menge junges Leben in finsternen Löchern erstickt wird. Wie viele — viele menschliche Blumen welken, ohne einen Lichtschein der Sonne zu erreichen. Ich sah, wie rücksichtslos der Jugend ihre Lebensfreude erstickt und vergiftet wird, wie frühzeitig das Feuer der menschlichen Augen erlischt. Alles dies flocht sich in dem Kämmerchen meines Gehirns ein und vereinte sich mit dem Blute der Adern, vereinte sich mit dem Glanz meiner Augen und prägte sich in den Zügen meines Gesichtes aus.

Du fragst, mein Freund, warum in meinem Blick so viel Zorn brennt, warum in meiner Stimme so viel Galle und Bitternis klingt, warum ich so verbissen mit den Zähnen knirsche?

Ich bin, mein Freund, über Brudergräber, über Schlachtfelder gewandert, dort hörte ich die letzten Todesrufe der jungen Leben, die unschuldig gemordet worden sind.

Tausende von Flüchen und Verdammnissen habe ich vernommen, die von den Brudergräbera hinausgetragen wurden. Monatslang habe ich den menschlichen Fäulnisgeruch der Gemordeten in mich gezogen. Jedes Atom davon war ein tausendfacher Fluch gegen die: die sie hineingestoßen und schonungslos gemordet haben, die sie so der Fäulnis preisgegeben, ihnen die Welt und den Sonnenschein raubten.

Du fragst, mein Freund, warum mein Blick mit so viel Feuer aufleuchtet, meine Stimme so triumphierend klingt und über meinem Gesicht eine kindliche Freude sich bereitet?

Wenn ich sehe, mein Freund, wie die grüne Welt aufblüht, wenn ich das junge, frische Leben sprossen sehe; wenn ich das Jubeln und Singen der Chöre in der Luft höre; wenn ich das Rauschen des Waldes vernehme, erwacht in mir eine junge Lebensfreude, die ein Feuer der Liebe zum neuen Leben zündet. Wie ein junges Kind lacht und tanzt in mir die Lebensfreude.

Und wenn ich den Chor der menschlichen Stimmen, das Lied der Freiheit, des Kampfes und Sieges höre, wenn ich Tausende von menschlichen Stimmen in einem Ruf sich vereinen höre, lobet in mir sieges-triumphierend mein Blick auf. Dann sehe ich die Körnchen der Erde aufsprossen, die Toten aus den Gräbern steigen. Ich sehe sie, die Armee der Befreier. Ich sehe wie das Gute, das Ewige, das Menschliche sich wie ein breiter Strom, wie eine große Flut über die Erde ergießt und das Blut abwäscht, das sie generationenlang schon entweiht hat. Zerstört die Mauern, die Grenzen zwischen Völkern und Menschen! Wecht Leben und Freude in der menschlichen Gesellschaft, auch im Menschen selbst und verjagt die Schande, die Schmach des Lebens!

Dann, mein Freund, leuchtet mein Blick auf, meine Stimme jubelt sieges-triumphierend und eine kindliche Freude ergießt sich über mein Antlitz.

Elton Chrabelowsky
(übertragen von A. Walek).

Feste.

Maschinen rasseln, Räder surren, Riemen sausen. Am Schraubstod, an der Bohrmaschine, an der Drehbank stehen Arbeiter, feilen, bohren, drehen, nieten, arbeiten an einem Teil einer großen Maschine, eines Autos, kurz, eines Gegenstandes, dessen Konstruktion, dessen Aussehen sie oft nicht einmal kennen. Arbeitsteilung, Differenzierung, das ist der Enderfolg des Entwicklungsganges der Technik. — Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahre hindurch oft immer denselben Griff, den gleichen Schlag oder Druck, dieselbe monotone, geisttötende Arbeit. Alle zwei Minuten ein Auto, schreibt Ford, täglich so und so viele Motorpflüge, Straßenbahnwagen, sagen andere, und Dritte nennen die in die Tausende gehende Zahl der geschlachteten Ochsen, Schweine und Hammel. Niemand aber schreibt von dem Geist, den diese Arbeit tötet. Der Mensch ist ein Sklave der Maschine.

Wie kann Maschinenarbeit anregend, freudebringend werden? Das ist ein Problem. — Sicherlich nicht durch das „Zurück zum Handwerk“, wie es von einem Teil der bürgerlichen Jugend propagiert wird. Sicher niemals, indem man sich den Fortschritten der Technik entgegenstellt, sondern nur durch die größtmögliche Differenzierung aller Arbeiter, aller Produktionen, gleich welcher Art. Eine noch größere Arbeitsbeschränkung als es heute der Fall ist, wäre dadurch in greifbare Nähe gerückt und ausreichende Freizeit wäre der Gewinn. „Uns fehlt nichts, um so frei zu sein wie die Vögel sind, nur Zeit,“ heißt es in einem Gedicht.

Doch das ist Zukunftsmusik. Wie können wir heute schon Freude in unsere Herzen und Hirne tragen? — Müde gehen jung und alt nach des Tages Mühe und Arbeit heim. Graue Not empfängt sie und doch wollen sie sich freuen, und manche greifen zum Schundroman statt zum guten Buch, sitzen im Kino und schauen sich sinnlos zusammengestellte, blöde und leichte Filme an, statt des Lehrfilms, des guten Films, gehen in die Operetten, um Schlagerzoten und häßliche Musik mit anzuhören, statt in ein gutes Theater oder eine Oper. Auf dem Tanzboden amüsieren sie sich bei Jazzmusik, häßlichen Schieber- und Wadeltänzen und beim Gesang gemeiner Liedertexte, bei Alkohol und Tabakdunst. Und das alles, weil sie nicht unterscheiden können zwischen gut und schlecht. Kein Fest können sie feiern ohne Zoten- und Scherz, ohne erotische Reize, ohne den ihre Hirne verblöhdenden Alkohol. Das ist das Fest, ein Spiegelbild unserer morscheu Kultur, der Erfolg falscher Erziehung und monotoner Arbeit.

Und doch sind Kräfte am Werke, Vertreter der neuen Menschheitsidee unserer sozialistischen Weltanschauung, im Bunde mit der vorwärtsstrebenden Arbeiterschaft und ihrer jungen Generation, um Neues zu schaffen, eine neue Festkultur zu bauen, getragen vom Gedanken der Gemeinschaft. Arbeiterdichtung, Volksmusik und -lied, Sprechchor, Laienspiel und neuer Tanz, das sind jene Dinge, die uns

dienen. Freude, Erhebung und Begeisterung, das ist der Sinn unseres Festes. Das sind die Feste, durch die man schon heute Sonne in das Getriebe der Arbeit bringen kann. Wir als arbeitende Jugend müssen auf dem Wege zur neuen Festkultur vorangehen, wir müssen nach

neuen Möglichkeiten des Ausdrucks unserer Sehnsucht, nach neuen Menschheitsideen für den Sozialismus suchen. — Arbeitsgemeinschaften, Vorträge, Kurse für das Hirn der Arbeitenden, Feste für das Gefühl, für die Seele der Schaffenden. Karl Birnbaum.

Schiffbruch im Schneesturm.

Die frierende Kreatur.

Von Christian Leden.

Unser kleines Schiff, das nicht mehr als 10 Tonnen Laderaum hatte, war schwer beladung und kam gegen die starken Gegenwinde nur langsam vorwärts. Meine eigene Ausrüstung, die aus Instrumenten, Pemmitan (getrocknetem Rehfleisch) und anderen konzentrierten Lebensmitteln bestand, wog kaum mehr als 2 Tonnen. Meine Eskimomannschaft war jedoch sehr groß; die wild aussehenden Matrosen mit ihren Frauen, Kindern, Schwiegermüttern, Hunden, ihrem Robebatran und anderen Siebensachen überfüllten das Schiff derartig, daß ich kaum darauf Platz hatte.

Ich hatte nämlich die notwendige Mannschaft für die Reise längs der Küste der Hudsonbucht nur zusammenbekommen, indem ich ihnen gestattete, ihre Frauen und Kinder und andere Verwandte mitzunehmen.

Auf dieser gefährlichen und unbequemen Reise war es mein Hauptvergnügen, das Nordlicht zu betrachten, das den ganzen Himmel in Brand setzte. Das Farbgemisch war sehr seltsam; Orange, Grün und Violet füllten herrschten vor. Vor einem Gewitter veränderte sich das Licht auf sonderbare Weise — das Ganze sah aus wie der mitternächliche Tanz wilder Gespenster. Die Eskimos sagen dann, daß die Seelen der Toten tanzen.

Nach zweiwöchentlichen langsamen und beschwerlichen Segeln, während dessen wir hauptsächlich von nordwestlichen Pemmitan, einer Robbe, einer wilden Ente oder irgendeinem anderen Tier lebten, das wir töteten und meist roh und kalt verzehren mußten, fand unsere Fahrt ein katastrophales Ende. Als wir uns gerade an einer gefährlichen Stelle befanden, gerieten wir in ein fürchterliches Schneetreiben.

Der Schneesturm begann kurz nach Mittag des 9. Oktober. Wir strengten uns an, das Hauptsegel zu reffen; keine leichte Aufgabe, denn es war steif gefroren. Das überlastete, mit Eiskrusten bedeckte Boot wäre beinahe gesenkert.

Furchtbare Wellen und Brandung! Das Boot beginnt Wasser zu nehmen. Mein Eskimo-Steuermann zittert vor Kälte oder auch Angst. Er richtet den Bug des Schiffes nach dem Lande, wo Klippen und Brandung uns erwarten. Die See schäumt um uns herum, von dem entsetzlichen Orkan zu feinem Staub zerprüht. Die Eskimos wollen meine Ausrüstung über Bord werfen, um das Schiff zu erleichtern.

Wir konnten nichts sehen und gegen den furchtbaren Sturm, der vier Tage anhält, nichts unternehmen. Während der zweiten Nacht, vom 10. zum 11. Oktober, wurde das Boot durch die tobende See über die vielen Riffe und Felsen getrieben und endlich von der Brandung mehrere Fuß über die Hochwasserlinie an die Küste geworfen. Glücklicherweise gingen keine Menschenleben verloren, aber die Ausrüstung war zum großen Teile beschädigt oder über Bord, das Boot selbst an den Seiten und unten voll von Löchern.

Meine Eskimogefolgschaft und ich waren in einer bejammernswerten Lage — allein auf

einer verlassenem öden Küste, von allen anderen Menschen weit entfernt, völlig abgeschnitten bis zu der Zeit, wo sich die Flüsse mit festem Eis bedeckten.

Nach, erfroren, hungrig und schlaflos mußten wir trotzdem weiter gegen den grimmigen Schneesturm ankämpfen. Es gelang uns endlich, durch die Brandung zum Boot zu waten und nach mehreren Versuchen den Rest meiner Vorräte ans Land zu bringen.

Glücklicherweise waren meine wissenschaftlichen Instrumente zum größten Teil unbeschädigt und meine Gewehre und Munition, die in luft- und wasserdichten Behältern verpackt waren, noch in gutem Zustand. Die Lebensmittel dagegen waren fast alle fort.

Mein Doppelzelt war gerettet worden, aber ich lebte eine Zeitlang nach dem Schiffbruch mit den Eskimos, die es trotz des furchtbaren Wetters fertiggebracht hatten, ein Paar ihrer Firsichhautjette zu retten und aufzustellen. Aus irgendeinem Grunde schlugen sie ihr Lager drei Meilen vom Boot entfernt auf. Später gelang es mir, mein eigenes Zelt dorthin zu tragen und aufzuschlagen.

Meine Kleidung bereitete mir entsetzliche Qualen. Alle meine Kleider, mit Ausnahme des Anzuges, den ich am Leibe trug, waren verloren, und der war nicht aus den Fellen der Pelzrobbe, sondern denen der gewöhnlichen Robbe verfertigt, eignete sich also im Norden nur für den Sommer. Bei Eintritt des Winterwetters seht sich innen an den gewöhnlichen Robbenfellen Eis an; außerdem waren meine Kleider während des Schiffbruches naß geworden, und ich hatte kein Feuer, um sie zu trocknen.

Nachts konnte ich sie nicht ausziehen, sondern kroch wie ich war in meinen Schlaffack und ließ sie dort aufstauen. Dadurch war ich die ganze Nacht durchnäßt und den ganzen Tag durchfroren.

Dieses Elend dauerte sechs Wochen, bis der Schnee hart genug wurde, um Häuser daraus zu bauen, und die Flüsse einfroren, so daß ich mit einem Hundeschlitten zurück zu den Indianern fahren und mir Pelze zu Winterkleidern holen konnte. Alle Sommerhäute waren beim Schiffbruch verloren gegangen.

Mein Tagebuch, das ich unter Schwierigkeiten und nicht regelmäßig führte, gibt einen Begriff von unserer Lebensweise während der ersten Wochen nach dem Schiffbruch.

Mittwoch, den 15. Oktober. Der Schneesturm ist ein richtiges Schneetreiben geworden und wütet heftiger als je. Ich kann nicht hinaus. Es wird täglich unmöglicher, in Zelten zu leben, aber um Schneehäuser zu bauen, ist der Schnee noch nicht hart genug. Unsere Hunde liegen draußen und brüllen vor Kälte und Hunger wie Menschen, wenn sie Schmerzen haben. Wenn uns das Wetter nur gestatten wollte, draußen nach Renttieren zu jagen! Wir brauchen das Fleisch bitter nötig für Menschen und Hunde.

Den 28. Oktober. Die Höchsttemperatur beträgt 17 Grad Celsius unter Null, die niedrigste 23 Grad. Das ist keine strenge Kälte, aber für die Jahreszeit ausreichend.

Den 27. Oktober. Der Schneesturm tobt wie am Jüngsten Tag; es ist unmöglich, das Zelt zu verlassen. Mein Doppelzelt ist ganz eingeschneit. Drinnen ist es selbst zu Mittag fast ganz dunkel. Neben mir liegt ein Stückchen Eis, von dem ich von Zeit zu Zeit kleine Stückchen abbreche, um meinen Durst zu stillen. Der Raum zwischen meinem inneren und äußeren Zelt ist voll Schnee.

Heute habe ich mein Testament gemacht, da ich es für unmöglich halte, lebend von hier fortzukommen, wenn das Schneetreiben noch einige Tage anhält. Man kann bei diesem Wetter in einem kleinen Zelt, wo man keinen Platz hat, um sich Bewegung zu machen, keine Heizvorrichtung und nichts Warmes zu essen, das Blut nicht in Umlauf erhalten. Ich bin in meinem Zelte gefangen, ohne Brennstoff und ohne Nahrung. Die Kleider auf meinem Körper sind gefroren. Ich werde in meinen Schlaffack kriechen und versuchen, meine gefrorenen Pumpen aufzutauen.

Es wurde November, bevor ich mich mit meinem Hundeschlitten nach Eshurhill auf den Weg machen konnte. Meine Begleiter waren ein halbberückter Eskimo aus dem Innern des Landes, namens Illatnaq, ein Bursche, der auf den Namen Atlorak hörte, und ein Nischblutindianer mit seiner Frau, denen ich beim Schiffbruch in der Nähe unseres Lagers das Leben gerettet hatte. Unterwegs sahen wir große Herden von wilden Rentieren und empfangen manchmal weniger angenehmen Besuch von ganzen Rudeln Heidevögel.

Den 12. November. Gestern abend beim Lagerauffschlagen sahen wir viel Rehwild und Heidevögel und fanden frische Spuren von einem ziemlich großen Polarbären. Ich nahm mein Gewehr und verfolgte die Spur des Bären ziemlich weit, mußte aber zurück, ohne ihn gefunden zu haben, weil es bald dunkelte.

Illatnaq ermahnt uns, sehr auf der Hut vor Bären zu sein, da sie um diese Zeit im Innern des Landes sehr hungrig, und dann, wie er sich ausdrückt, „pittao-angitak“, „nicht lieb“ sind. Heute haben wir etwa 20 englische Meilen zurückgelegt und sind bis an einen namenlosen Fluß gekommen.

Wir reisen nicht längs der Küste der Hudsonbucht, sondern weit im Innern, um abzuschneiden. Es ist äußerst schwierig, mit Hunden und Schlitten hier durchzukommen. Der Boden ist voll von spitzen Steinen und Felsen, die aus dem Schnee sehen; diese Steine reiben den Lehm und die Eispolitur von den Schlittenschuhen und der Schlitten wird dadurch sehr schwer.

Die Eskimos des Innern, die kein Fischein für ihre Schlittenschuhe haben, nehmen statt dessen gefrorenen Lehm. Auf dem Lande tut er wirklich bessere Dienste, weil man ihn eher ausbessern kann als Fischein, wenn er auf den vielen Steinen zerbrochen wird. Außerdem gleitet bei kaltem Wetter ein Schlitten mit Lehm und Eis auf den Kufen viel leichter als einer mit Fischein. Sobald der Lehm, den man bei Anbruch des Winters auf die Kufen streicht, fest gefroren ist, glättet man ihn; die Kufen erhalten dann jeden Morgen vor dem Aufbruch einen Überzug von Eis oder sozusagen eine „Eispolitur“.

Man taucht nämlich ein Stück Bärenhaut in Wasser und reibt damit die Kufen ab, bis sich eine Eishaut bildet, auf der dann der Schlitten leicht und reibungslos über den Schnee dahingleitet.

Wir mußten den Hunden den ganzen Nachmittag beim Ziehen des schwerbeladenen Schlittens helfen, so daß ich trotz der niedrigen Temperatur und des scharfen Windes in Schweiß geriet. Als wir aber Halt machten, um unsere Zelte aufzuschlagen, dauerte es nicht lange, bis ich in meinen Robbenfellen steifgefroren war.

Die schlimmste Zeit auf einer solchen Reise ist der Abend, während man darauf wartet, daß der „Igloo“ (Schneehaus) fertig wird. Matratz läßt sich nämlich beim Bau des Schneehauses nicht helfen, sondern besteht darauf, die Arbeit allein zu machen. Wir anderen haben daher wenig oder gar nichts zu tun, als die Hunde auszuspannen und zu füttern; wir warten und frieren, bis der Igloo fertig ist, was je nach der Laune des verrückten Matratz ein bis drei Stunden dauern kann.

Während ich diese Zeiten schreibe, bin ich müde, und die Augen fallen mir zu.

Als ich die Indianer am Churchillfluß erreicht hatte und mit guter Winterkleidung aus Sommerrehfellen ausgerüstet war, entschloß ich mich, wieder nach Norden zu gehen, und trotz aller Hindernisse meine Reisen mit den Eskimos fortzusetzen, und die ethnologischen Kenntnisse und Sammlungen, die ich haben wollte, zusammenzubringen. Ich brauchte etwa drei Jahre, um meine Arbeit zu beenden; in dieser Zeit habe ich meine Forschungen auf sechs Eskimostämme ausgedehnt. Ich hatte manchen Kampf zu bestehen, bevor ich wieder in zivilisierte Gegenden kam, aber der Eskimo sagt, daß ein Mann nie viel von Schwierigkeiten und Gefahren redet — sie sind zu überwinden da, und wenn er nicht damit fertig wird, ist er kein wirklicher Mann.

Auch jetzt, während ich in dieser zivilisierten Welt sitze und mich an meine Erfahrungen erinnere, fühle ich, wie die Wilnis mich ruft. Meine Gedanken und Wünsche kehren zu den Eisfeldern des Nordens zurück, wo meine Freunde, die Eskimos, noch dasselbe kraftvolle und glückliche Leben führen, frei von allen Kleinlichen Sorgen und Unannehmlichkeiten der Zivilisation.

— Allerlei. —

Die interviewten Menschenfresser. Man muß ein zwanzigjähriger, wundernasiger Weltfahrer sein, um auf den Einfall eines Kannibalen-Interviews zu kommen. Aber er ist eigentlich gar nicht so dumm, wie er zunächst aussieht und wie sein Endergebnis zu beweisen scheint. Die Menschenfresser geben nämlich auf die europäisch-naive Frage, weshalb sie so gerne Menschenfleisch verzehren, eine höchst unerwartete und merkwürdige Antwort: sie schämen sich. So wenigstens erzählt Rudolf Baumann in seinem „Tropenspiegel“, wie er die Erinnerungen an seine tropischen Pflanzjahre betitelt. Er schreibt: „Wenn man sie fragte, ob sie gerne Menschenfleisch verzehrten, schämten sie sich ein wenig, weil sie sehr bald nach ihrer Kultur gehört hatten, es sei bei den Völkern anderer Länder schändlich und auch streng verboten, sich zu fressen, ihre ersten zaghaften Lügen lagen auf diesem Gebiete. Wollte man sie verkleinern und spottend ärgern, so sprach man von ihnen als von wilden Buschweesen, die, ohne etwas zu essen, von Menschen- und Tierfleisch und den Früchten des Waldes lebten. Zu Hause auf ihren tausend Inseln waren sie scheinbar ganz anders, hatten oft keine besondere Hochachtung vor weißen Menschen, schlugen sie tot, wenn

sie die Luft dazu anlangt, und lebten ein wildes Leben ohne rechte Leitung und voller Aberglauben. Besonders eine schwarze, schlaffe Sorte galt dort als gefährlich und unbezähmbar. Hier bei uns waren sie alle gleich sanft, faul und lenkbar.“

Hundert Bücher auf einen Tag. Eine statistische Berechnung hat ergeben, daß in Deutschland im Laufe des letzten Jahres etwa 36.000 Bücher erschienen, was einer Produktion von nahezu 100 Büchern am Tage gleichkommt. Jedenfalls kann sich der Deutsche nicht beklagen, daß es ihm an Lesestoff mangelt, eher wohl an dem nötigen Geld, sich das täglich erscheinende Bücherhundert auch anzuschaffen, und an Zeit, es zu lesen.

Gedanken-Splitter.

Zür alle Tage.

Von Leo Tolstoi.

Der Krieg und das Christentum sind zwei unvereinbare Dinge.

Die Weisheit kennt kein Ende — je weiter der Mensch in ihr fortschreitet, desto mehr bedarf er ihrer.

Der Mensch vermag immer besser zu werden.

Die Verdammung des Nächsten ist stets ungerrecht, da kein Mensch weiß, was in der Seele seines Nächsten vorgegangen ist oder noch vorgeht.

Die Freuden der Reichen werden mit den Tränen der Armen erkaufte.

Wie verkehrt muß doch eine Weltordnung sein, die es den von der Arbeit der Armen lebenden Reichen gestattet, sich einzubilden, daß sie die Wohltäter der Armen sind.

Gewiß, der Reichtum entsteht durch die Anhäufung von Arbeit, aber in der Regel besorgt der eine Arbeit und der andere das Anhäufen, und das nennen dann die klugen Leute „Arbeitsteilung“!

— Weiteres. —

Englischer Humor.

„... Vater sein, dagegen sehr!“
Im Eisenbahnabteil sitzen sich zwei Herren gegenüber. Der eine, der von einem kleinen Mädchen und einem kleinen Jungen begleitet ist, stiert mit verzweifelterm Gesichtsausdruck ins Leere und hat kein Auge für den Unjua, den die losen Sproßlinge treiben. Um so größeren Anstoß nimmt sein Gegenüber an dem Treiben der unartigen Rangen, und er hat auch allen Anlaß dazu, denn der Junge hat sich soeben auf seinen neben ihm liegenden steifen Hut gesetzt, während das Mädchen einen Koffer aus dem Reg gezerzt hat, der ihm unfaßt auf die Knie fällt. Seine Geduld ist endlich erschöpft. Wütend wendet er sich an den in stumpfer Gleichgültigkeit versunkenen Vater mit den Worten: „Mein Herr, wenn Sie nicht imstande sind, Ihre Kinder zur Reison zu bringen, muß ich mich beim Zugführer beschweren.“ Der Vater starrt aus seinen Sinnen auf und sagt mit müdem Lächeln und einem

tiefen Seufzer: „Wenn Sie schon klagen, was soll ich erst sagen? Mein Mädel hat die Fahrkarte zerlaut und heruntergeschluckt, mein Junge hat im Nachbarabteil eine Fensterhebel zerbrochen, und ich selbst habe mein Portemonnaie verloren. Beim Durchfahren der letzten Station habe ich mich überzeugen müssen, daß wir im falschen Zuge fahren.“

Singe, wenn Gesang gegeben...
Ein vielbeschäftigter Kaufmann, der länger in seinem Bureau festgehalten wurde, kommt in hastender Eile eine halbe Stunde nach Beginn des Konzerts an die Garderobe gestürzt. Der Logenschließer verweigert ihm den Eintritt mit den Worten: „Das Konzert hat längst begonnen und die Sängerin ist schon bei der dritten Nummer. Ich kann Sie nicht mehr hineinlassen.“ Der Konzertbesucher verlegt sich auf Bitten und schwört, daß er so leise hineingehen wolle, daß keiner der Hörer gestört werde. „Ach, darum handelt es sich gar nicht,“ sagte der Logenschließer, „aber wenn die Leute im Saal sehen, daß die Tür auf ist, bleibt keiner drin.“

Die roentgende Gattin. „Wie dumm doch im allgemeinen die Sprichwörter sind!“ erklärt ein Mann seiner Gattin, „nimm beispielsweise das Wort, das nichts Neues unter der Sonne geschehe.“ — „Ja, geschieht denn wirklich etwas Neues?“ wirft die Frau ein. — „Selbstverständlich. Ließt du denn keine Zeitung? Denke doch bloß an die Roentgenstrahlen, die dich in den Stand setzen, einen Mann zu durchschauen?“ — „Das weiß ich wohl,“ antwortete sie lächelnd. „Aber das hat schon jede Frau längst vor der Entdeckung dieser Strahlen fertig gebracht.“

— Rätsel-Gate. —

Kreuzworträtsel.

1	2		
3	4		
5			
6			

Wagrecht: 3. Starer Wind. 5. Anschank. 6. Säugtier. — Senkrecht: 1. Pappname. 2. Jüdische Rasse. 4. Vorgebirge.

Magisches Quadrat.

A	A	I	I
I	J	L	N
N	N	N	R
R	R	U	U

Wagrecht und Senkrecht: 1. Monat. 2. Reitermann. 3. Schalk. 4. Kreuzinschrift.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel. Wagrecht: 5. Meran. 6. Ziege. 7. Leo. 9. Malaga. 10. Heimat. 11. Bar. 12. Rad. 14. Los. 16. Ton. 18. Uhr. 21. Uhr. 24. Asbest. 25. Umland. 26. Elf. 27. Meise. 28. Aden. — Senkrecht: 1. Lenau. 2. Kanada. 3. Ticino. 4. Igloo. 7. Lab. 8. Ehr. 12. Rot. 13. Don. 14. Len. 15. San. 17. Odesa. 19. Helene. 20. Aster. 21. Ute. 22. Ruf. 23. Angel.